

Aus Freude am Lesen

GERALDINE BROOKS wurde 1955 in Sydney geboren und bereiste elf Jahre lang als Auslandskorrespondentin des Wall Street Journal verschiedene islamische Länder, darunter Bosnien, Somalia und den Mittleren Osten. Ihr erster Roman »Das Pesttuch« wurde von Presse und Publikum gleichermaßen gefeiert und avancierte zum Bestseller. 2006 erhielt sie für »Auf freiem Feld« den Pulitzerpreis. Auch ihr neuer Roman »Insel zweier Welten« stand auf Anhieb auf der New-York-Times-Bestsellerliste. Geraldine Brooks lebt in Virginia.

Geraldine Brooks
Insel zweier Welten

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Judith Schwaab*

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011 unter dem
Titel »Caleb's Crossing« bei Viking Penguin, New York.

Karte: Laura Hartmann Maestro
Caleb Cheeshahteaumauks Brief an seine englischen Gönner (S. 463)
abgedruckt mit Erlaubnis der Royal Society, London

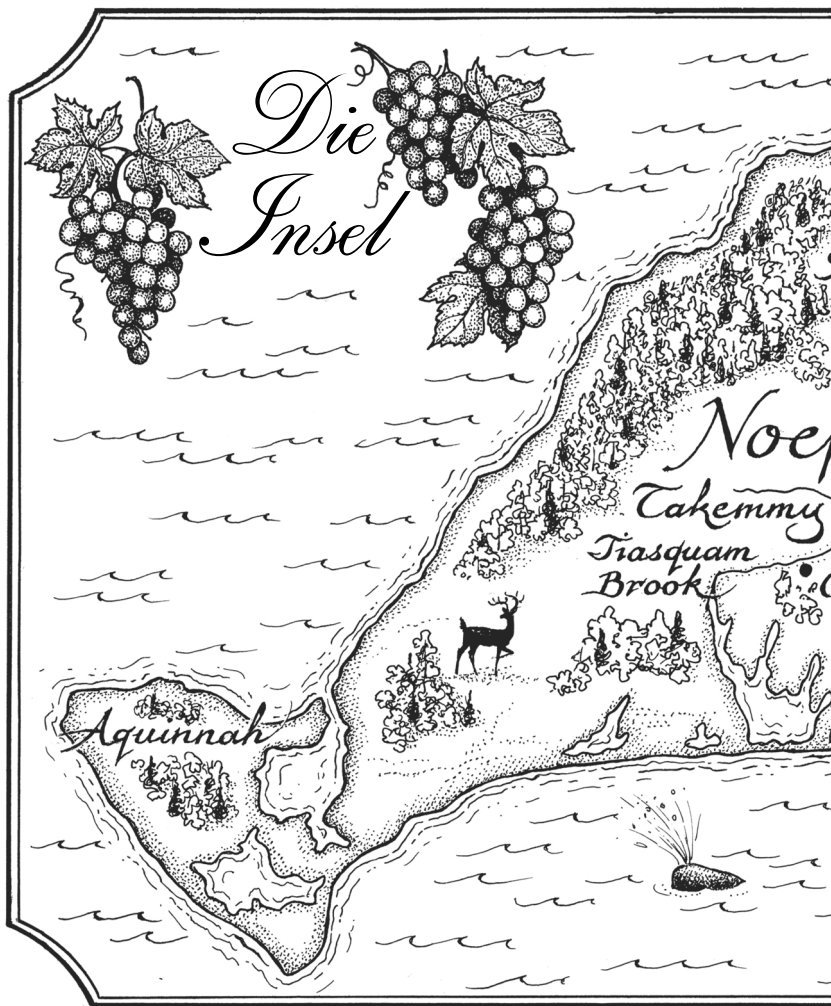


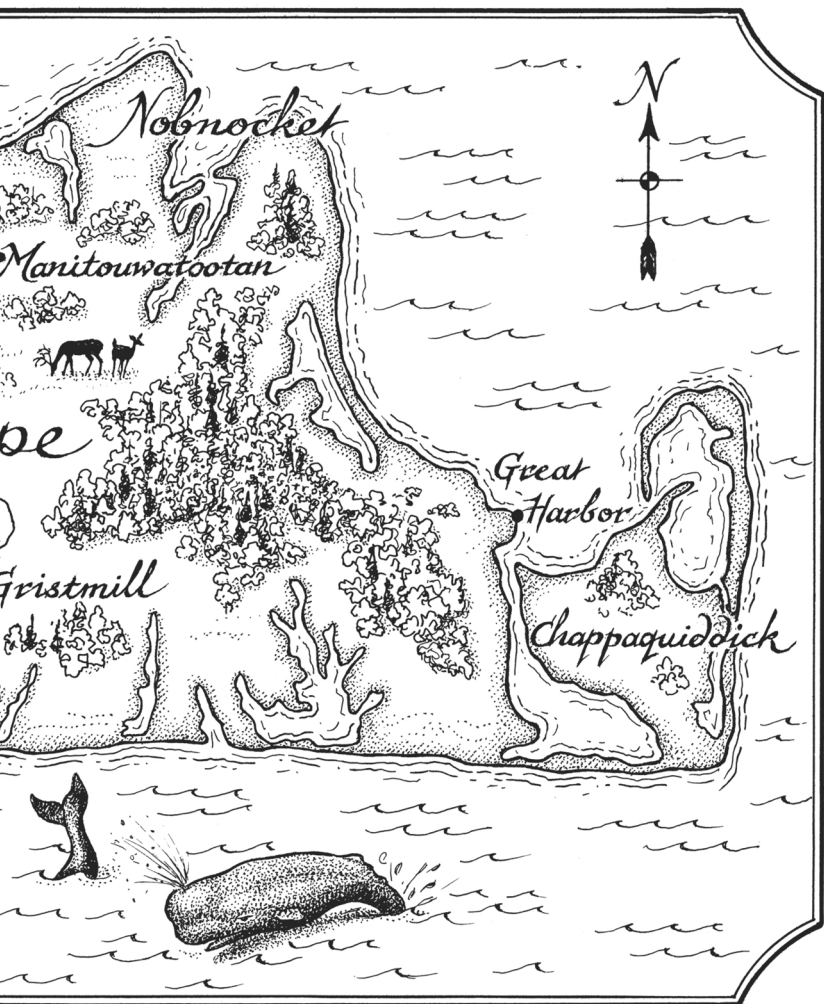
Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung August 2012,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2011 by Geraldine Brooks
Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagmotiv: Patrick Molnar/Gallery Stock; Mooney Green
Photography/Getty Images; sundarksom/stocck.xchng
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
SL · Herstellung: BB
Printed in Germany
ISBN 978-3-442- 74391-9

www.btb-verlag.de

*Für Bizuayehu,
der auch zwei Welten kennt*





Anno 1660

Aetatis Suae 15
(Im Alter von fünfzehn Lenzen)

Great Harbor

I

Er kommt am Tage des Herrn. Obwohl mein Vater es nicht für nötig erachtet hat, mir das mitzuteilen, bin ich im Bilde.

Sie nahmen an, ich schliefe, so wie ich es jede Nacht tue, während mein Vater und Makepeace auf der anderen Seite des Vorhangs, der unsere Schlafkammern trennt, noch eine Weile miteinander flüstern. Meistens ist ihr leises Murmeln für mich ein tröstliches Geräusch, doch vergangene Nacht erhob Makepeace die Stimme und wurde so heftig und wütend, dass mein Vater ihn zurechtweisen musste. Vermutlich war es das, was mich aus dem Schlaf gerissen hatte, denn eigentlich verabscheut mein Bruder derart heftige Gefühlsausbrüche. Ich drehte mich auf meinem Lager herum und fragte mich, vom Schlaf benommen, was ihn wohl so aufgebracht hatte. Was mein Vater sagte, konnte ich nicht hören, doch dann erhob mein Bruder erneut die Stimme.

»Wie kannst du Bethia einer solchen Gefahr aussetzen?«

Natürlich war in dem Moment, als mein Name fiel, nicht mehr an Schlaf zu denken; ich war hellwach. Ich hob den Kopf und versuchte noch mehr aufzuschnappen, was auch nicht schwer war, weil Makepeace seine Zunge nicht zu zügeln vermochte, und obwohl ich nicht hören konnte, was mein Vater sagte, waren die Antworten meines Bruders deutlich zu vernehmen.

»Was hat es schon zu bedeuten, dass er betet? Es ist – soweit ich weiß – noch nicht einmal ein Jahr her, dass er dem Heidentum abgeschworen hat, und der Mann, der ihn lange in

seiner Obhut hatte, ist ein Knecht Satans. Der Halsstarrigste und Gefährlichste von allen, wie du selbst oft genug gesagt hast ...«

Vater fiel ihm ins Wort, doch Makepeace ließ sich den Mund nicht verbieten.

»Natürlich nicht, Vater. Ich will seine Fähigkeiten gar nicht in Frage stellen. Doch nur weil ihm das Lateinische leichtfällt, bedeutet das noch nicht, dass er weiß, welches Benehmen in einem christlichen Zuhause von ihm erwartet wird. Das Risiko ist einfach ...«

In diesem Moment begann Solace zu schreien, und ich beruhigte sie. Die beiden merkten, dass ich wach war, und sagten nichts mehr. Doch es war schon genug gesagt worden. Ich wickelte Solace gut ein und zog sie auf dem Bett zu mir heran. Sie schmiegte sich an mich wie ein Vogelkind im Nest und schlief wieder ein. Ich lag wach, starrte in die Dunkelheit und strich mit der Hand über die raue Kante des Deckenbalkens, der in Armeslänge über meinem Kopf verlief. Noch fünf Tage, dann würden wir unter dem selben Dach leben.

Caleb wird bei uns wohnen.

Am nächsten Morgen sprach ich nicht über das, was ich mit angehört hatte. Das Lauschen – anders als das Sprechen – ist mir schon lange zur Natur geworden, und ich bin höchst geübt darin. Es war meine Mutter, die mich gelehrt hat zu schweigen. Als sie noch lebte, hat wohl kaum mehr als ein Dutzend Menschen in dieser Siedlung jemals ihre Stimme gehört. Es war eine angenehme Stimme, leise und weich, mit einem Hauch jenes Dialekts aus dem Dorf in Wiltshire, England, wo sie ihre Kindheit verbracht hatte. Oft lachte sie, sang uns Kinderreime aus ihrer alten Heimat vor und erzählte uns von Dingen, die wir nie gesehen hatten: Kathedralen und Kutschen, breite

Flüsse, so groß wie unser Hafen, und ganze Straßen voller Läden, in denen jeder, der genügend Geld in der Börse hatte, alle möglichen Waren erwerben konnte. Doch das geschah nur innerhalb des Hauses, wenn wir als Familie beisammen waren. Draußen hingegen sah man sie nur mit gesenktem Blick und versiegelten Lippen. Sie war wie ein Schmetterling: bunt und vibrierend, wenn sie beschloss, die Flügel auszubreiten, doch kaum sichtbar, wenn sie sie zuklappte. Ihre Bescheidenheit war wie ein Mantel, den sie sich umhängte, und wenn sie so, mit Demut und Bescheidenheit bekleidet, in der Welt umherging, schien sie von den Menschen gar nicht bemerkt zu werden, ja, bisweilen sprachen sie gar in ihrer Anwesenheit über sie, als wäre sie nicht da. Später, bei Tisch, wenn die Angelegenheit für Kinderohren taugte, berichtete sie über dies oder das, was ihr wichtig erschien, oder sie wartete mit allerhand Neuigkeiten über unsere Nachbarn auf. Oft war das, was sie zu berichten wusste, unserem Vater für sein geistliches Amt oder Großvater für seine Tätigkeit als Richter dienlich.

Im Lauschen und Beobachten eiferte ich meiner Mutter nach, und auf diese Weise erfuhr ich auch, dass ich sie verlieren würde. Unsere Nachbarin Goody Branch, die hiesige Hebamme, hatte mich in ihr Häuschen geschickt, um mich mehr von dem Wehentrunke zu lassen, mit dem sie das Kindbettfieber meiner Mutter zu kühlen hoffte. So groß auch mein Eifer war, ihr das Gewünschte zu holen, stand ich doch einige Minuten an der Tür und lauschte, als ich meine Mutter sprechen hörte. Sie redete von ihrem Tod. Ich wartete darauf, dass Goody Branch ihr widersprechen und ihr sagen würde, alles werde gut. Doch solche Worte fielen nicht. Stattdessen antwortete Goody Branch, sie würde sich schon um gewisse Angelegenheiten kümmern, die meiner Mutter am Herzen lägen, und sie solle diesbezüglich ganz ohne Sorge sein.

Drei Tage später trugen wir sie zu Grabe. Obwohl laut Kalender der Frühling bereits begonnen hatte, war der Boden noch nicht getaut. Und so entzündeten wir an der Stelle, die mein Vater ausgesucht hatte, zwischen den Gräbern meines Zwillingsbruders Zuriel, der im Alter von neun Jahren gestorben war, und dem meines anderen Brüderchens, das schon so früh von uns gegangen war, dass wir ihm nicht einmal einen Namen geben konnten, ein Feuer. Wir schürten es die ganze Nacht. Doch als mein Vater und Makepeace bei Morgenrauen zu graben begannen, klirrte die Schaufel noch immer in der eisenharten Erde, ein Geräusch, das mir bis heute in den Ohren klingt. Das Graben war so mühsam, dass mein Vater hinterher von der Anstrengung, unsere Mutter zur ewigen Ruhe zu betten, zitterte wie Espenlaub. Aber so ist das Leben hier auf dieser Insel: Wir haben die raue See im Auge und die Wildnis in unserem Rücken. Wie Adams Familie nach dem Sündenfall müssen auch wir alle Dinge selber verrichten, müssen töpfern und backen, Pillen drehen und Gräber schaufeln. Was auch immer wir zum Leben brauchen – wir müssen es selbst beschaffen oder darauf verzichten.

Seit dem Tod meiner Mutter ist jetzt fast ein Jahr vergangen, seither kümmerge ich mich um Solace und führe den Haushalt. Ich vermisse meine Mutter und weiß, dass es auch Vater so geht, ebenso wie Makepeace auf seine Weise um sie trauert, obwohl er seine Gefühle nicht so deutlich zeigt wie wir. Auch sein Glaube scheint gestärkt zu sein, denn er hat gelernt, das hinzunehmen, was uns nach göttlichem Willen widerfährt. Wir alle haben schlimme Tage und Nächte verbracht, in denen wir unser Betragen prüften und in unseren Seelen lasen, um herauszufinden, für welche unserer Sünden und Verfehlungen der Schöpfer uns strafen wollte, als er sie so früh von uns nahm. Und auch wenn ich oft zusammen mit meinem Va-

ter im Gebet bei dieser Frage verweile, so habe ich ihm doch nicht die ganze Wahrheit gesagt, so wie ich sie kenne.

Denn ich habe meine Mutter getötet. Ich weiß, mancher würde sagen, ich sei nur ein Kind gewesen, das zum Spielball des listenreichen Satans wurde. Doch im Angesicht der Seele zählen weder Jugend noch Alter. Die Sünde befleckt uns bereits bei unserer Geburt und liegt wie ein Schatten über jeder Stunde unseres Lebens. So wie die Heilige Schrift uns lehrt: *Zu seiner Zeit soll ihr Fuß gleiten.* Man verliert den Halt, so wie es mir geschah, und das Alter zählt dabei nicht. Kindliche Unschuld kann hier nicht gelten. Und meine Sünden waren nicht bloß eine durch Unreife entschuldbare Torheit: Sie sind auf ewig in die steinernen Tafeln tödlicher Verfehlung gemeißelt. Ich habe die Gebote gebrochen, Tag für Tag. Und ich tat es wissentlich. Ich bin die Tochter eines Pfarrers: Wie könnte ich es leugnen? Wie Eva dürstete mich nach verbotenen Wissen, und ich aß von der verbotenen Frucht. Für sie der Apfel, für mich der weiße Nieswurz – verschiedene Pflanzen aus ein und derselben Hand. Und genauso, wie jene Schlange im Paradies damals schön gewesen sein muss – ich sehe sie vor mir, ihre glänzenden Schuppen, die sich schimmernd wie Tautropfen über Evas Schultern ergossen, ihre Augen, wie blitzende Juwelen, die ihrem Blick begegneten –, kam Satan auch zu mir in Gestalt unwiderstehlicher Schönheit.

Brich Gottes Gesetze, und erdulde seinen Zorn. Nun, das ist es, was ich tue. Der Herr legt schwer seine Hand auf mich, und ich beuge den Rücken unter der Bürde, die ich jetzt trage – unter der meiner Mutter und meiner eigenen. Meine Aufgaben beginnen im dichten Grau der Morgendämmerung und enden beim Kerzenlicht der Nacht. Im Alter von fünfzehn Jahren habe ich die Pflichten eines Weibes übernommen und bin zur Frau gereift. Doch ich bin auch froh darüber. Denn

nun habe ich nicht mehr die Zeit für die Sünden, die ich als Mädchen beging, wenn sich die Stunden vor mir ausbreiteten wie ein endloses Geschenk. Jene heißen Nachmittage, wenn sich der Strand, von salziger Gischt erfüllt, in einem langen, schimmernden Bogen bis zu den Klippen in der Ferne erstreckte. Jene Morgenstunden, in denen ich auf laubbedeckten, lehmigen Pfaden in den kühlen Talsenken der Gegend nach himmelblauen Beeren suchte und spürte, wie jede einzelne von ihnen in meinem Mund zerplatzte, saftig und süß. Ich eroberte mir die Insel, Meile um Meile, von der weichen, schlickigen Tonerde der regenbogenfarbenen Klippen bis zur rauen Kühle der Granitfelsen, die urplötzlich aus den Feldern aufragten und den Pflug aus seiner Bahn bringen. Ich liebe den Nebel, der uns alle in einen milchigen Schleier hüllt, und die Winde, die bei Nacht in den Schornsteinen ächzen und klagen. Selbst wenn die Strandlinie mit salzigem Eis verkrustet ist und es bei meinen Gängen durch den Wald unter meinen Holzpantinen knirscht, stehe ich gern in dem blauen Schimmer, der auf dem Schnee glitzert, und atme tief die kalte Luft ein. Ich liebe jede Bucht und jeden Felsen auf dieser Insel. Hier lernt man schon früh, die Natur als einen Gegner zu sehen, den man sich untertan machen muss. Ich jedoch huldige ihr und bete sie an. Man könnte sagen, diese Insel und ihre Schätze sind meine ersten falschen Götter geworden, der Sündenfall, der so viel Irrglauben nach sich zog.

Doch jetzt, in den wenigen Tagen, die mir bis zu Calebs Ankunft bleiben, habe ich beschlossen, meine Seele einem Tagebuch anzuvertrauen und von jenen Monaten zu berichten, in denen mein Herz sich so weit von Gott gelöst hat. Ich habe auch die kleinsten Fetzen Papier gesammelt, die ich aus dem Vorrat meines Bruders ergattern konnte, und beschlossen, jeden Moment zu nutzen, der sich mir bietet, bevor

mich die Müdigkeit von den Mühen des Tages übermannt. Meine Handschrift ist unschön, da mein Vater mich nicht im Schreiben unterrichtet hat, doch dieser Bericht ist nur für meine Augen bestimmt, und so macht es keinen Unterschied. Da ich noch nicht sagen kann, ob ich den Mut aufbringen und eines Tages in der Versammlung aufstehen und der ganzen Gemeinde Rechenschaft ablegen werde, muss es vorerst damit genug sein. In meiner Not habe ich mich Gott zugewandt, doch noch habe ich kein Zeichen erhalten, dass er mich erlösen wird. Wenn ich mir meine Hände und Handgelenke anschau, die voller kleiner Brandnarben von heißen Töpfen oder fliegender Asche sind, führt mir jeder rote Striemen und jedes weiße Pünktchen das Höllenfeuer vor Augen, und die sich windenden Massen der Verdammten, unter denen wohl auch ich bis in alle Ewigkeit darben werde.

Gott allein bestimmt, wer verdammt und wer erlöst wird, und auch die Tatsache, dass ich diesen Bericht verfasse, kann daran nichts ändern. Doch nun, da Caleb hierherkommen soll, den noch immer der Rauch jener heidnischen Feuer und der Duft jener wilden, von Visionen erfüllten Stunden umgibt, muss ich mit klarem Verstand und aufrichtigen Herzens darlegen, wo ich stehe, denn nur dann werde ich in der Lage sein, jenen Versuchungen zu widerstehen. Ich muss dies ebenso für ihn tun wie für mich. Dass Vater große Stücke auf Caleb hält, weiß ich. Er setzt, mehr als jeder andere hier, große Hoffnung in ihn und glaubt, er könne eines Tages seinem Volk ein Anführer sein. Sicher will Caleb das auch; niemand brütet so eifrig über seinen Büchern, und keiner hätte in den wenigen Monaten, die er zum Studieren hatte, eine so reiche Ernte an Wissen eingefahren wie er. Doch ich weiß auch noch etwas anderes: Calebs Seele ist so straff gespannt wie ein Seil beim Tauziehen, und an den Enden des Taus stehen mein Vater und

Calebs Onkel, der *pawaaw* oder Medizinmann. Und ebenso wie mein Vater seine Hoffnungen hegt, tut dies auch jener Scharlatan. Caleb wird sein Volk lenken, das ist gewiss. Doch in welche Richtung? Bei dieser Frage bin ich mir alles andere als sicher.

II

Einmal, in einer stürmischen Winternacht vor zwei Jahren, kamen wir zum Haus zurück, nachdem wir uns bei Regen und Wind damit abgemüht hatten, die Boote an Land zu ziehen und sicher zu vertäuen. Eine glänzende Schicht Eis lag auf unseren Mänteln, und unser zu Strähnen gefrorenes Haar knisterte bei jedem Schritt. Unsere Hände waren taub vor Kälte, während wir den rasch angerührten Lehm zwischen die Ritzen und Fugen des Hauses schmierten und notdürftig das Ölpapier flickten, das der Wind von den Fenstern gerissen hatte. (Fensterscheiben hatten wir damals nicht.) Als ich später am Feuer saß und sich das geschmolzene Eis in einer Pfütze zu meinen Füßen sammelte, stellte Makepeace Vater die Frage, die damals auch in mir aufgekommen war: Aus welchem Grund hatte Großvater sich eigentlich ausgerechnet auf dieser Insel angesiedelt? Warum hatte er sieben Meilen gefährlichster Strömungen zwischen sich selbst und die anderen Engländer gebracht, zu einer Zeit, als es auf dem Festland für jeden, der sich dort niederlassen wollte, genügend Land gab?

Vater erwiderte, unser Großvater habe als junger Mann bei einem wohlhabenden Edelmann in Diensten gestanden, der ihm seine fleißige Arbeit nur mit unbegründeten Anschuldigungen vergütete. Zwar sei es Großvater gelungen, sich von jeglicher Schuld reinzuwaschen, doch die Erfahrung habe ihn verbittert, und so beschloss er, in Zukunft niemandem mehr Rechenschaft abzulegen. Nicht einmal mehr John Winthrop, dem Gouverneur der Kolonie von Massachusetts Bay, einem

Mann, der durchaus angesehen war, der jedoch alle, deren Ideen nicht mit den seinen übereinstimmten, grausam bestrafte. Mehr als nur einem Mann hatte man die Ohren abgeschnitten oder die Nase aufgeschlitzt; eine aufsässige Frau war schwanger und mit einem Dutzend Kindern im Schlepptau in die Wildnis verstoßen worden. Und sie alle waren seine christlichen Brüder und Schwestern. Was man hingegen auf Winthrops Befehl hin den Pequot-Indianern angetan hatte, so mein Vater, sei für unsere Kinderohren nicht geeignet.

»Euer Großvater hatte das Gefühl, es besser machen zu können. Und so kaufte er diesen Grund und Boden hier, der außerhalb des Machtbereichs von Winthrop lag, und versammelte einige Männer mit ähnlicher Gesinnung um sich, die bereit waren, sich dem lockeren Zügel seiner Führung zu fügen. Mich schickte er im Jahre 1642 zum ersten Mal auf Überfahrt. Und so kann ich heute stolz darauf sein, mein Sohn, dass dein Großvater damals darauf beharrte, auch den hiesigen *sonquem*, den Häuptling, für seinen Grund und Boden auszuzahlen, obwohl er doch bereits die englischen Behörden dafür entlohnt hatte. Jede Hütte und jedes Haus, das wir hier auf diesem Land errichtet haben, wurden uns nach freiem Willen verkauft, und zwar nach Verhandlungen, die ich ehrenhaft geführt habe. Vielleicht wirst du hören, dass nicht alle Gefolgsleute des Häuptlings in dieser Angelegenheit einer Meinung mit ihrem Anführer waren, und einige sagen heute noch, er habe selbst nicht recht begriffen, dass wir sein Land für immer behalten wollen. Doch sei es, wie es ist, die Sache ist abgemacht, und dem Gesetz wurde dabei Genüge getan.«

Ohne es auszusprechen, dachte ich, Großvater habe wohl kaum erwarten können, dass die durchdachten Paragraphen englischen Besitzrechtes den etwa dreitausend Menschen, die vor unserem Eintreffen hier als Wilde gegolten hatten, allzu

viel bedeuteten. Und wenn es bei diesem Plan einen Grund gab, stolz zu sein, dann doch wohl auf die Schlaueit unseres Großvaters, und auf den Mut und den Takt, mit dem unser Vater bei seiner Durchführung zu Werke gegangen war. Vater war damals, als er hierherkam, erst neunzehn Jahre alt gewesen. Vielleicht hatten ja gerade seine Jugend und sein sanftes Gemüt den *sonquem* davon überzeugt, dass von den »Mantelmännern«, wie sie uns nannten, keine Gefahr ausgehe. Und was konnten wir ihnen auch schon antun – nur eine Handvoll Familien, die sich in einer schmalen Bucht sammelndrängten, während sich Hunderte von Rothäuten auf der gesamten Insel verteilten, ganz gleich, wohin man blickte?

Vater nahm den Faden seines Gedankens wieder auf, als wollte er ein wirres Knäuel ordnen. »Ja, wir sind gute Nachbarn gewesen; davon bin ich fest überzeugt«, sagte er. »Und warum auch nicht? Es gibt keinen Grund, sich mit ihnen anzulegen, ganz gleich, welche Ränke die Familie Alden und ihre Anhänger schmieden. ›Du magst den Teufel aufstören oder ihm lästig werden, doch zu Christen bekehren wirst du hier niemanden‹ – das hat Giles Alden zu mir gesagt, als ich zum ersten Mal in den *wetus*, den Hütten, des Stammes predigte. Und wie sehr er sich doch geirrt hat! Mehrere Jahre schluckte ich den Staub in diesen Hütten, ich half den Menschen in alltäglichen Dingen, wo auch immer es mir möglich war, und war glücklich, auch nur bei einem oder zweien von ihnen Gehör zu finden, wenn ich über unseren Herrn Jesus Christus sprach. Und jetzt endlich beginne ich, ihrem Verstand den reinen Wein des Evangeliums einzuflößen. Ein Volk, das längst auf der breiten Straße der Verdammnis unterwegs war, zur Umkehr zu bewegen und dazu zu bringen, sein Gesicht dem Antlitz Gottes zuzuwenden... Das ist es, wonach wir streben müssen. In vieler Hinsicht sind sie ein bewundernswer-

tes Volk, wenn man sich nur die Mühe macht, sie kennenzulernen.«

Wie sehr hätte ich ihn und meinen Bruder damals erstauen können, hätte ich den Mund geöffnet und es gewagt, auf Wampanaontoaonk zu sagen, *ich* sei es gewesen, die sich bemüht hatte, sie kennenzulernen; und dass ich sie in manchen Einzelheiten besser kannte als Vater, der ihr Missionar und ihr Pfarrer war. Doch wie ich bereits erwähnt habe, hatte ich schon früh den Wert des Schweigens erkannt und war nicht bereit, mein Innerstes preiszugeben. Und so stand ich vom Herdfeuer auf und machte mich daran, mit Hefe und Mehl einen Teig anzusetzen, den ich am nächsten Tag zu Brot backen wollte.

Unsere Nachbarn. Als Kind hatte ich sie nicht so gesehen. Ich denke, damals nannte ich sie wie alle anderen Wilde, Heiden, Barbaren, Ungläubige. Aber eigentlich dachte ich als Kind überhaupt nicht über sie nach. Damals hing ich zusammen mit meinem Zwillingsbruder Zuriel am Rockzipfel unserer Mutter, und was sie taten, ging uns nichts an. Man sagt, es habe über ein Jahr gedauert, bis sich überhaupt einer von ihnen in die Nähe unserer Pflanzungen wagte. Wenn mein Vater im Dienste meines Großvaters mit ihnen zu tun hatte, so besuchte er die eine oder andere ihrer Siedlungen, die sie *otan* nennen, ganz allein, und ich erfuhr nichts davon.

Irgendwann später – wann genau das war, bin ich mir nicht sicher –, nachdem die Gemeinde in Great Harbor ihr Versammlungshaus gebaut hatte, begann einer von ihnen, ein armer Teufel, an den streng von uns eingehaltenen Tagen der Sabbatruhe, die andere Christen den Sonntag heißen, bei uns herumzuschleichen. Von nur geringer Abstammung und wenig angenehmem Äußeren war er unter den Seinen ein

Außenseiter, weil er zum Krieger nicht taugte und damit selbst das gemeine Recht verwirkt hatte, mit seinem *sonquem* zu jagen oder an den Zusammenkünften teilzunehmen, bei denen der Häuptling seine Leute großzügig mit Nahrungsmitteln und anderen Dingen beschenkte.

Dass mein Vater diesem Mann predigte, wusste ich, dachte aber nur wenig darüber nach. Es schien mir einfach ein Akt christlicher Nächstenliebe zu sein, so wie es in der Heiligen Schrift heißt: *Was du dem Geringsten meiner Brüder getan hast...* Und doch war es genau dieses nicht sehr vielversprechende Erz, aus dem Vater sein Kreuz zu schmieden begann. Mutter war ziemlich entsetzt gewesen, als Vater diesen Mann, dessen Name Iacoomis lautete, an einem Sabbat als Gast an unserem Tisch begrüßte. Doch der Zufall wollte es, dass die so wenig einnehmende sterbliche Hülle dieses Mannes einen flinken Geist beherbergte. Er lernte begierig das Lesen und begann als Gegenleistung Vater die Sprache der Wampanoag beizubringen, damit dieser mit seiner Missionstätigkeit fortfahren könne. Während sich Vater mit der neuen Sprache schwertat, lernte auch ich sie, so wie eben ein Mädchen, das sein Leben nur am Herd und im Haus führt, manches von den Angelegenheiten der Erwachsenen aufschnappt. Ich lernte diese Sprache vermutlich so leicht, wie ich auch das Englische erlernte, denn mein Verstand war geschmeidig und nur allzu bereit, Neues aufzunehmen. Wenn Vater und Iacoomis saßen und über einem Satz brüteten, so hatte er sich oft längst in meinem Mund zurechtgelegt, bevor selbst Vater ihn erfasste. Während er sich allmählich die Sprache unserer Nachbarn aneignete, brachte er auch dem Schreiber meines Großvaters, Peter Folger, ein paar nützliche Vokabeln bei, welcher klug genug war, ihren Wert für geschäftliche Verhandlungen und für den Handel zu erkennen. Als Zuriel und ich noch sehr klein



Geraldine Brooks

Insel zweier Welten

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 464 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74391-9

btb

Erscheinungstermin: Juli 2012

Zwei Menschen, die sich finden. Zwei Welten, die aufeinanderprallen

Nordamerika, 1660 – auf einer kleinen Insel, die heute Martha's Vineyard heißt: die 12-jährige Bethia wächst in einer puritanischen Siedlung auf. Ihr Vater ist Prediger, ein strenger Mann, dessen Mission es ist, seinen Glauben auf das Eiland vor Cape Cod zu bringen, das sich die englischen Siedler mit den Wampanoag-Indianern teilen. Doch Bethia fühlt sich fast magisch angezogen von diesen Fremden, die sie oft heimlich auf ihren Streifzügen durch die wilde Natur der Insel beobachtet. Eines Tages trifft sie auf Caleb, den Sohn eines Häuptlings. Auch er ist fasziniert von dem Mädchen mit den blauen Augen und dem wachen Verstand. Die beiden knüpfen ein zartes Band. Doch als sie heranwachsen, kommt der Moment, an dem sie gezwungen werden, für ihre Freundschaft und für ihren Platz im Leben zu kämpfen ...



Der Titel im Katalog